

richtig. Es läßt sich aber wohl voraussehen, daß bei zunehmender Volksbildung die geistige Differenzierung der Leser wie der Dichter die kommunistische Einheit von innen heraus sprengen wird. Wenn dann der bolschewistisch beherrschte Staat noch immer mit der jetzigen Unerbittlichkeit die „Generallinie“ des Kommunismus durchführt und den Druck anders gerichteter Dichtungen unmöglich macht, muß noch mehr als jetzt ein großer Teil der schöpferischen Kräfte des russischen Volkes verkümmern.

Umschau

Der Friede Christi im Reich Christi

Ein Zehnjahresgedächtnis

Am 23. Dezember waren es 10 Jahre, daß Pius XI. in dem großen, für seine Regierung grundlegenden Rundschreiben „Ubi arcano“ der Welt und insbesondere der Christenheit das Wort entgegenhielt: Friede Christi im Reich Christi. Unzähligemal ist dies Wort seitdem gebraucht worden und gleich den Worten des Völkerapostels bis an die Grenzen der Erde gedrungen. Doch nicht nur ein Programm oder ein Lösungswort wollte Pius in jener Enzyklika dem Erdkreis geben. Sie sollte zugleich Wegweisung bieten, wie dieses hohe Ziel des Friedens Christi im Reiche Christi zu erreichen sei. Dies Ziel kann letztlich nicht anders erreicht werden als eben „durch Errichtung des Reiches Christi“. Daraus ergibt sich klar, „nur im Reiche Christi ist Christi Friede möglich; Christi Reich erneuern, wiederaufrichten, heißt also Christi Frieden herbeiführen“. Die Errichtung des Reiches Christi ist aber nicht zuletzt Werk der Katholischen Aktion, der Erfüllung des allgemeinen Priestertums „als Laienapostel in der Stille oder in der Öffentlichkeit“; im Sinne des hl. Petrus als „auserwähltes Geschlecht, königliches Priestertum, heiliger Stamm, zu eigen erworbenes Volk“.

Der durch den Krieg durchwühlten Welt den Frieden zu bringen durch Aufrichtung des Reiches Christi, war das Ziel, das vor 10 Jahren Pius XI. uns erstreben hieß. Der zehnte Jahrestag der Verkündigung dieses Programmes gibt gewiß noch nicht Anlaß zu glänzenden Gedächtnisfeiern, wohl aber um so mehr zu ernster Einkehr und Gewissenserforschung. Wie weit sind wir dem Frieden Christi näher gekommen? Baut die Ka-

tholische Aktion wirklich am lebendigen Reiche Christi?

Jeder Vernünftige weiß, daß der Friede Christi, wenn nicht ein Wunder geschieht, nicht von heute auf morgen kommen kann. Der Ehrliche muß auch trotz allem, was dagegen geschrieben wird, sagen, daß wir diesem Frieden heute tatsächlich näher sind als vor dem Weltkrieg. Denn wenigstens das eine ist erreicht, heute wenigstens noch erreicht, daß die Gewissen der einzelnen wie der Völker aufgerüttelt wurden. Es zeigt sich dies nicht nur darin, daß die Kriege von heute, wie in der Mandchurei und im Gran Chaco, nur verstohlen, d. h. ohne Kriegserklärung und somit offenkundig mit bösem Gewissen geführt werden. Wir sehen darin trotz der Illegalität und der durch sie gegebenen Erschwerung einer Kontrolle dennoch einen Fortschritt gegenüber der legalisierten Sünde eines aus unzulänglichen Gründen erklärten und damit also ungerechtfertigten und deshalb ungerechten Krieges. Es zeigt sich dies fast noch mehr dadurch, daß der Kampf gegen die unverkennbaren Fortschritte des Friedensgedankens, gegen die erfreuliche Schärfung des christlichen Gewissens auf der ganzen Front entbrannt ist. Ja in manchen Ländern scheint es so, als wäre bereits ein Rückschlag eingetreten, als hätte dieser Antipazifismus Erfolge und wäre die Front der Friedensfreunde auf weite Strecken erschüttert oder gar überrannt. Ruft man doch immer ungescheuter und auch ungehinderter nach einer neuen Militarisierung, auch wenn man dieses Wort noch nicht gebraucht, oder verlangt nach dem von den Päpsten wiederholt abgelehnten stehenden Heer in Verbindung mit allgemeiner Wehrpflicht, auch wenn man es bescheiden oder schämig etwa nach dem Muster des jüngsten Abrüstungs-

planes, der eine Dienstzeit von neun Monaten vorsehen soll, Miliz nennt. Solchen Bestrebungen muß gerade im Gedenken an die Enzyklika „Ubi arcano“ die katholische Öffentlichkeit und besonders die katholische Presse mit aller Kraft entgegenwirken. Als leuchtendes Vorbild tritt hier gerade zur rechten Zeit der „Osservatore Romano“ (17. Nov. 1932) mit seinem Artikel „Il disfattismo della pace“ (Der Friedens-Defaitismus) auf den Plan. Dieser Friedens-Defaitismus ist nach dem päpstlichen Organ nicht nur gegen Gesittung und Menschheit, sondern vor allem unweigerlich antichristlich (irriducibilmente anticristiano). Er zeigt sich im Bewahren, Nähren und Fördern der Zwistigkeit, Abneigung, ja des Hasses unter den Völkern, der verhängnisvollen Erbschaften und schlimmsten Hinterlassenschaft jener Zeit, „die fürchterlich war und immer bleiben wird“ trotz glänzender Heldentaten und leuchtender Werke der Liebe. Er besteht in der bitteren zerstörenden parteiischen Kritik all dessen, besonders auch aller Institutionen, was dem Frieden dient. Er besteht insbesondere im Pflegen, wie immer es auch sein möge, eines Kriegesgeistes, der nicht verwechselt werden darf mit einem notwendigen und gerechten vaterländischen Stolz, dem Schutz gegen innere Unruhe und äußere Gefahr, wie gegen einen Friedenswillen aus Weichlichkeit, der aus einer humanitären antichristlichen und antisozialen Täuschung erwächst; sondern einer Kriegesgesinnung, die den biblischen Fluch verdient, der, wie der Heilige Vater erinnerte, gegen alle Völker, wo immer sie wären, geschleudert ist, in denen der Kriegswille lebt: „Dissipa gentes quae bella volunt — Zerstreue die Völker, die Krieg wollen.“ Der „Osservatore“ weist ferner auf die französische Zeitschrift „Vie Intellectuelle“ hin, die dieselben Gedanken vertritt. Nach ihr gilt diese Betrachtung vor allem denen, die „nur auf ein Versagen der Abrüstungskonferenz warten, um in die Hände zu klatschen und sich mit den alten Worten davon zurückzuziehen: „Seht, ich habe es ja gesagt!“ „Man muß den Mut haben“, schreibt der „Osservatore“, „zu gestehen, diese Haltung ist nicht christlich. Man darf sich nicht über ein Unglück freuen, und das Versagen der Konferenz wäre ein Unglück. Der rechte Christ, auch

wenn er nicht weiß, ob sie das Ziel erreichen wird, ist nicht nur weit davon, sich über ein mögliches Versagen zu freuen, sondern er fürchtet es und bittet Gott, daß er dies unserer armen Menschheit erspare: „Beati pacifici“, hat Christus gesagt.“ Diese Worte, sagt das Vatikanblatt, sollten an der Seine wie am Tiber, an der Themse wie am Rhein, überall die Haltung der Katholiken kennzeichnen.

Wenn wir uns fragen, warum diese Mahnung heute, zehn Jahre nach dem Aufruf Pius' XI. zum Frieden Christi, noch notwendig ist, ja vielleicht wieder notwendiger als je zuvor, so muß die Antwort wohl lauten: weil wir in allen Ländern der andern Anforderung Pius' XI. noch nicht genügend entsprochen haben, weil der Gedanke der Katholischen Aktion, der Aufrichtung des Reiches Christi in unserer Mitte noch zu wenig Wurzel geschlagen hat und wir noch zu sehr dem Reiche dieser Welt angehören. Gewiß hat der Gedanke der katholischen Aktion weithin gezündet. Großes und Schönes ist in ihrem Zeichen geworden. Wir erinnern an manche schöne Erfolge vertiefter Seelsorgsarbeit, nicht zuletzt in den Großstädten und Industriebezirken unserer Heimat. Wir erinnern an das heldenhafte waffenlose Kämpfen der Katholischen Aktion in Mexiko wie an das Ringen der jungen spanischen Bewegung in den Stürmen einer kirchenfeindlichen Revolution. Wir erinnern an das in diesen Tagen begangene Gedächtnis des zehnjährigen Bestehens des Verbandes der katholischen Männer Italiens, der mit seinen Jugendgruppen (der ehemaligen Gioventù Cattolica) die Hoffnung der Kirche Christi in Italien bildet. Aber dennoch, muß nicht auch der Katholischen Aktion gegenüber manchmal das bittere Wort „Defaitismus“ gesprochen werden? Gibt es nicht allzu viele, die sich damit begnügen, das Wort immer wieder im Munde zu führen, ohne ihre Lebensgrundsätze und ihr Gewissen dementsprechend umzustellen, so wie andere das Wort vom Frieden Christi im Munde führen, während ihr Herz völkischer Ichsucht verschrieben bleibt? Katholische Aktion kann nur dort Frucht bringen, mehr sein als vorübergehender Blütenflor, wo sie aus einer Gesinnung kommt, die ganz aus Christus geboren ist.

Ein besseres Geschenk können wir dem

Vater der Christenheit aus Anlaß dieses Gedächtnistages sicher nicht geben, als unerschrockenes Eintreten für seine Parole des Friedens Christi im Reiche Christi, als unermüdliche Hingabe an den Gedanken der Katholischen Aktion, nicht nur bei rauschenden Festen, sondern auch in der stillen, ja selbst verborgenen Opfertat, wie sie das königliche Priestertum Christi von allen, ob Priestern oder Laien, verlangt, die des Namens „Apostel“ würdig sein wollen.

Constantin Noppel S. J.

Theologie des Nationalismus

Der Titel des Buches, das Wilhelm Stapel, ein Vertreter des „konservativ-revolutionären Nationalismus“, über den christlichen Staatsmann¹ geschrieben hat, könnte den Anschein erwecken, als wollte es Erfordernisse und Aufgaben des christlichen Staatsmannes in den ungeheuren Schwierigkeiten der Gegenwart in eingehender Weise darlegen. Dem ist aber nicht so. Besser schon trifft der Untertitel „Eine Theologie des Nationalismus“ den Inhalt des Buches. Denn in Wahrheit werden wir durch eine Reihe theologischer Untersuchungen hindurchgeführt, bei denen man freilich von Anfang an die Absicht merkt. Fußend auf der christlichen Offenbarung, will der Verfasser die antisäkulare Front (6) aufrichten. Diese Front kämpft für Gottesgnadentum und Machtstaat, für Nationalismus, Monarchie, Todesstrafe, Aufrüstung, Krieg und deutsche Vorherrschaft (*Imperium Teutonicum*), gegen Intellektualismus und verweltlichte Sittlichkeit, gegen Internationalismus, Völkerbund, Pazifismus, Demokratie, Marxismus und Liberalismus. Daß aber die Front gerade so verlaufen muß, soll nicht etwa aus politischen oder nationalen, sondern im wesentlichen aus theologischen oder „metaphysischen“ Gründen gezeigt werden. Zu diesem Zweck wird die lutherische Lehre von der Eigengesetzlichkeit der weltlichen Ordnung wieder hervorgeholt, eine Lehre, die in der Erklärung der Erbsünde als einer radikalen Verderbnis der menschlichen

Natur ihre Voraussetzung hat. Da der Staat nicht der Erlösung teilhaftig werde, sondern unentrinnbar unter dem Gesetz der Sünde stehe, so könnten auf ihn die christlichen Grundsätze nicht angewandt werden; in seinem Bereiche herrsche notwendig die Macht, die Selbstbehauptung, die Herrschaft, die Feindschaft, der Krieg. Daher dürfe der echte Staatsmann vor dem Kriege nicht zurückschrecken; ein unkriegerischer Staatsmann werde schuldig am Leben des ihm anvertrauten Volkes (187). Alle Bemühungen um die „Besserung“ der Welt und den „Weltfrieden“ seien ein lächerlich kleiner Aufstand gegen Gott, eine grobe Verfälschung des Christentums und die Zunahme pazifistischer Anschauungen geradezu ein Maß für die Abnahme des Christentums (145). Es ist aber wohl zu beachten, daß die so verstandene Eigengesetzlichkeit der weltlichen Kulturgebiete nicht nur von den Katholiken, sondern auch von vielen Protestanten abgelehnt wird. Daraus ergibt sich ohne weiteres, wie schmal und umstritten die Grundlage ist, auf der diese Theologie des Nationalismus sich aufbaut.

Anerkennung verdient, daß Stapel den übernatürlichen Charakter der christlichen Offenbarung hochhält und eine Ethisierung des Christentums mit Entschiedenheit ablehnt. Das Christentum darf nicht zu einer säkularen Sittlichkeit entwertet werden. Aber schon der erste, geschichtliche Teil, der in besonders Abschnitten über Jesus Christus, Augustinus, Luther und Friedrich Julius Stahl handelt, wird dem sozialen Christentum nicht gerecht, weil er das Christentum vom Staate nicht nur (was berechtigt und notwendig ist) unterscheidet, sondern scheidet. Wiewohl Christus in die politischen Verhältnisse nicht unmittelbar eingegriffen hat, so bleibt doch die Frage offen, ob sich nicht aus der Gesamtrichtung seiner Lehre Folgerungen auch für das politische Gebiet ergeben. Freilich lassen sich gewisse Sätze der Bergpredigt nicht buchstäblich auf die Politik übertragen, aber das beweist nur, daß diese Sätze durch andere Stellen der Heiligen Schrift (z. B. Röm. 13, 1–6) zu ergänzen sind, und weiterhin, daß die Heilige Schrift sich selbst nicht genügt, sondern einer autoritativen Auslegung bedarf. In dem Abschnitt über Augustinus wird nicht genügend betont, daß die „Ci-

¹ W. Stapel, Der christliche Staatsmann. Eine Theologie des Nationalismus. (275 S.) Hamburg 1932, Hanseatische Verlagsanstalt. M 4.50; geb. 5.50